



Klaus van Eickels (Bamberg)

Die Sprache der Liebe und die Gesten männlicher Freundschaft im Mittelalter

Vortragskript für die

2. Tagung des Arbeitskreises für interdisziplinäre Männerforschung: Kultur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften (AIM Gender) mit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Referat Geschichte (7.-9.11.2002)

Leitung: Martin Dinges, Dieter R. Bauer, Thomas Kühne, Erik O. Ruendal

Ort: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Stuttgart-Hohenheim

Freitag, 8. November 2002, 09:20-10:00h. Sektion 1: Männlichkeiten im Mittelalter (Leitung: Martin Dinges)

„Wenn aber die Ehe nichts anderes ist als ein Bund, in dem – auch unter einvernehmlichem Ausschluß des fleischlichen Verkehrs – jeder von beiden Partnern sich dem anderen schuldet, indem er sich für die unauflösliche Einheit und Treue, die dem gemeinsamen Bund innewohnt, bewahrt und sich ihr nicht verweigert, wenn also die Ehe nichts anderes ist als ein solcher Bund: Warum kann dann nicht auch unter Personen des gleichen Geschlechts höchst richtig und heilig eine Ehe eingegangen und ein unauflöslicher Bund lobenswerter Liebe geschlossen werden? Warum sollte denn nicht ein Mann einen Mann oder eine Frau eine Frau durch ein solches Übereinkommen und eine solche Gemeinschaft an sich binden?“ (PL 176, 873D: *Si, inquiunt, aliud non est conjugium, nisi talis societas, in qua excepto quoque carnis commercio ex pari consensu, uterque semetipsum debet alteri debito conservandi et non negandi se ad eam, quae in communi est societate, inseparabilem unionem ac fidem: cur etiam in eodem sexu conjugium rectissime ac sanctissime celebrari non possit et individua societas laudabili charitate sanciri? Quid enim impedit ut vir virum, et femina feminam tali sibi pactionis foedere et societatis amore non astringat?*).

Diese Sätze stammen nicht etwa aus einer aktuellen Stellungnahme progressiver Theologen zur Frage der Gleichstellung homosexueller Partnerschaften. Sie stehen vielmehr an zentraler Stelle in einem Traktat über die Jungfräulichkeit Mariens, den einer der bedeutendsten Theologen der Frühscholastik, Hugo von St. Viktor, in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts verfaßte. Hugo von St. Viktor stand vor einem schwerwiegenden Problem: Sein Nachdenken über das Wesen der Sakramente hatte ihn zu der Auffassung gebracht, daß nicht die körperliche Vereinigung, die *copula carnalis*, die Ehe konstituiere, sondern allein der Konsens der Ehegatten (*consensus facit matrimonium*). Zugleich hatte er damit die Frage beantwortet, wie Maria Josef hatte heiraten können, ohne ihre Jungfräulichkeit aufs Spiel zu setzen oder doch in das Belieben ihres Ehegatten zu stellen. Nun aber wandten seine Gegner ein, er habe den Begriff der Ehe damit so sehr ausgeweitet, daß auch gleichgeschlechtliche Partnerschaften darunter fallen könnten.

Hugo von St. Viktor löste das Problem, ohne Abstriche an seiner Ehelehre zu machen, allerdings auf eine Weise, die heutigen Theologen nicht mehr ohne weiteres offensteht: Die eheliche Liebe sei ein zeichenhaftes Abbild der Liebe zwischen Gott und der Seele eines jeden Menschen. Da Gott und Mensch nicht gleichrangig seien, könne auch die eheliche Liebe nur zwischen ungleichrangigen Partnern bestehen: *Amor coniugalis sacramentum est illius dilectionis, quae est in spiritu inter Deum et animam (...)*. *Quapropter amor coniugalis nequaquam inter pares esse debuit, quia ille, cuius sacramentum erat, inter pares non fuit*. Da Gott die Frau aus dem Manne geschaffen habe, stehe sie tiefer als er, und es bedürfe keiner



2. Tagung AIM Gender – Eickels: Männliche Freundschaft im Mittelalter, Seite: 2

langen Beweise, um zu zeigen, daß im Sakrament der Ehe der Mann das Abbild Gottes sei, die Frau dagegen das Abbild der menschlichen Seele.

Hugo von St. Viktor und seine Gegner waren sich darin einig, daß die Ehe eine heterosexuelle Partnerschaft sei und jede Definition dem Rechnung zu tragen habe – alles andere bezeichnet Hugo selbst als *plane absurdum*. Einig sind sie sich jedoch auch darin, daß die Liebe zwischen Mann und Frau und die Liebe zwischen Partnern des gleichen Geschlechts grundsätzlich auf einer Stufe stehen und – gleichermaßen lobenswert sind. Die Ehe ist zwar in den Augen Hugos von St. Viktor hervorgehoben durch die sakramentale Zeichenhaftigkeit der fürsorglichen Liebe zwischen zwei Partnern unterschiedlicher Vollkommenheit (bzw. in den Augen seiner konservativen Gegner durch ihre Fortpflanzungsfunktion). Beide Seiten stimmen jedoch darin überein, daß im übrigen die Kategorien *societas* und *amor* unterschiedslos die Liebe zwischen Mann und Frau und die Freundschaft zwischen Partnern des gleichen Geschlechts erfassen.

Wie durchlässig die kategorialen Grenzen zwischen Ehe, Liebe und Freundschaft im Mittelalter waren, zeigt in ähnlicher Weise ein vier Jahrhunderte früher entstandener Text, die *Vita Alcuini*. 823/829 verfaßte ein Mönch der Abtei Ferrières – inspiriert durch seinen Abt Sigulf – eine Lebensbeschreibung des zwei Jahrzehnte zuvor verstorbenen Leiters der Hofschule Karls des Großen. Daß Sigulf in dieser *Vita* eine herausgehobene Stellung als engster Gefährte Alkuins zugeschrieben wird, überrascht angesichts der Entstehungsumstände kaum: „Zu dieser Zeit – gemeint sind die Jahre um 780, als Alkuin (* 730/735) bereits Magister und schließlich Leiter der Domschule von York geworden war (seit 765 bzw. 778) – zu dieser Zeit also gesellte sich ihm ein Gott wohlgefälliger Mann, ausgezeichnet durch seinen Adel der Seele und des Fleisches, der Priester Sigulfus bei, der Kustos der Kirche von York, um ihm von nun an für immer anzuhängen (*perpetuo ut illi iam haereret*) (...). Diese beiden liebten einander so sehr (*tantum se diligere mutuo*), daß man hätte glauben können, Rebekka als Ehefrau des Isaak oder Anna als Gemahlin des Tobias vor sich zu sehen (*ut cerneret Rebeccam Ysaac et Annam Tobiae copulatam*)“.

Ohne jede Zurückhaltung verwendet der Verfasser der *Vita Alcuini* die beiden Idealbilder ehelicher Treue aus dem Alten Testament, um die unverbrüchliche Lebenspartnerschaft Alkuins und Sigulfs zu umschreiben: Sigulf, der in seiner Jugend bereits das Frankenreich kennengelernt hat, wird eingeführt als der ideale Gefährte für Alkuin, als dieser den Worten seines sterbenden Erzbischofs Aelbert († 780) folgend in das Reich Karls des Großen zieht. Unter den zahlreichen „Freunden“ Alkuins am Hof Karls des Großen war er der einzige, der dessen eigener Generation angehörte und wie er aus York stammte. In vielfacher Hinsicht war ihre Beziehung damit eheähnlich: Auf Dauer angelegt, gegründet auf habituelle Vertrautheit, in einzigartiger Weise aus der Menge der übrigen Freundschaften Alkuins herausgehoben und in diesem Sinne ausschließlich. Daß im theologischen Verständnis seiner Zeit Fortpflanzung und *copula carnalis* die Grundlage der Ehe bildeten, hinderte den Verfasser der *Vita Alcuini* offenbar nicht daran, eheliche und freundschaftliche Bindungen als grundsätzlich vergleichbare Größen zu betrachten.

Eine begriffsgeschichtliche Analyse hochmittelalterlicher Texte bestätigt dieses Bild: In historiographischen, juristischen und anderen lateinischen Texten des 12. und 13. Jahrhunderts werden die Begriffe für Liebe (*amor*, *caritas*, *dilectio*) weitgehend austauschbar gebraucht. Freundschaft (*amicitia*) hat nur insofern eine spezifische Bedeutung, als es stets reziprok verwendet wird, d.h. die wechselseitig erwiderte Liebe bezeichnet, während *amor*, *caritas* und *dilectio* auch das einseitige Begehren ausdrücken können. Eine Differenzierung



2. Tagung AIM Gender – Eickels: Männliche Freundschaft im Mittelalter, Seite: 3

nach dem Grad der emotionalen Intensität der Beziehung ist dagegen nicht erkennbar: Politische Bündnisse, Friedensverträge und sogar bloße Waffenstillstandsvereinbarungen können ebenso als *amicitia*, *amor*, *caritas* oder *dilectio* bezeichnet werden wie affektive Freundschaftsbindungen oder (seit dem 12. Jahrhundert) Liebesbeziehungen zwischen Mann und Frau. Eine spezifische Terminologie, die sexuell motivierte von anderen Beziehungen abhebt, ist nicht nachweisbar. Es bestand daher auch keine Notwendigkeit zwischen gleichgeschlechtlichen und gegengeschlechtlichen Bindungen zu unterscheiden.

Dem breiten Bedeutungsspektrum der Liebesterminologie entspricht eine entsprechend weite Verwendung zeichenhafter Gesten physischer Intimität. Dies läßt sich vor allem an drei Beispielen aufzeigen:

- a) dem Kuß
- b) der Umarmung
und
- c) dem gemeinsamen Essen und Schlafen

Der Kuß war ein fester Bestandteil der geistlichen und weltlichen Formensprache des Mittelalters. Er erscheint in unterschiedlichen Formen (etwa auch als Fußkuß oder Handkuß). Die Hauptform des Kusses, die keiner näheren Bezeichnung bedurfte, war jedoch, wie Yannick Carré aufgezeigt hat, der Kuß auf den Mund. In seiner 4. Predigt über das Hohelied der Liebe ging Bernhard von Clairvaux der Frage nach, warum der Verfasser des biblischen Textes die scheinbar redundante Wendung gebrauchte „Er küsse mich mit dem Kuß seines Mundes!“. „In der gewöhnlichen Sprache“, so Bernhard, „sagen wir einfach ‚Küsse mich!‘ oder ‚Gib mir einen Kuß!‘ und niemand setzt hinzu ‚deines Mundes‘. In der Tat, wenn wir uns vorbereiten, um einander zu küssen, strecken wir denn nicht unsere Münder einander entgegen, ohne ausdrücklich darum zu bitten?“.

Als reziproke Geste symbolisiert der Kuß auf den Mund (im Gegensatz etwa zum Hand- oder Fußkuß) Friedensbereitschaft und Zuneigung unter Gleichrangigen. Diese Gleichrangigkeit ist allerdings sehr häufig eine „gewährte Gleichrangigkeit“, d.h. der Verzicht eines Ranghöheren, den Rangunterschied demonstrativ zur Schau zu stellen (und damit zugleich eine Form der Ehrung).

In ritualisierten Kontexten war es im gesamten Mittelalter vollkommen üblich, daß Männer sich küßten. Als liturgischer Friedenskuß und als Begrüßungs- und Abschiedsgeste der Kleriker und Mönche ist der Kuß auf den Mund vielfach belegt.

Auch unter Laien ist der Kuß selbstverständlicher Bestandteil einer freundschaftlichen Begrüßung. Als solcher erscheint er in vielen historiographischen Berichten über Herrschertreffen und Friedensschlüsse: Als der westfränkische König Lothar 980 in Margut-sur-Chiers Frieden mit Otto II. schloß – vorausgegangen war der Überfall Lothars auf Aachen und ein anschließender Vergeltungszug Ottos nach Westfranken – „reichten sie einander die Hand, gaben sich, ohne zu zögern, einen Kuß und festigten durch Eid ihre Freundschaft“ (*datisque dextris osculum sibi sine aliqua disceptatione benignissime dederunt, amicitiam altrinsecus sacramento stabilierunt*), so der Bericht Richers von St-Remi. Stürmischer noch schildert Rodulfus Glaber das Treffen Roberts des Frommen mit Heinrich II. in Mouzon an der Maas: Mit kleinem Gefolge sei der Kaiser in das Lager der französischen Königs gekommen, wo sich die beiden Herrscher begrüßten *nimio amplexu semet deosculantes* („unter allzu heftiger Umarmung sich gegenseitig wiederholt küssend“). Entsprechend



2. Tagung AIM Gender – Eickels: Männliche Freundschaft im Mittelalter, Seite: 4

illustrierte Matthaeus Paris zwei Jahrhunderte später seinen Bericht über den Vertrag, den William Marshall 1217 im Namen seines minderjährigen Königs Heinrich III. von England mit dem französischen Thronfolger Ludwig (VIII.) geschlossen hatte, nachdem dieser bei seinem Versuch gescheitert war, die englische Krone an sich zu bringen. Der Kuß der Könige symbolisiert hier die Beilegung des Konflikts, auch wenn die Bedingungen des Vertrages alles andere als freundschaftlich waren: Ludwig mußte sich verpflichten, England zu verlassen und niemals in seinem Leben in schlechter Absicht zurückzukehren.

Seit dem 11. Jahrhundert ist der Kuß auf den Mund zunächst in Frankreich, später auch in anderen europäischen Reichen fester Bestandteil des Rituals der Lehenshuldigung. Im Anschluß an den Handgang betont der Kuß die Reziprozität des Treueverhältnisses und deutet das Lehensband als Freundschaftsbindung. In den „Grandes Chroniques de France“ wird das *homagium* des englischen Königs für den Festlandsbesitz regelmäßig im Augenblick des Kusses dargestellt. In den Ordines für die Krönung der französischen Könige des 13. und 14. Jahrhunderts kommt es den *pairs de France*, den zwölf ranghöchsten Fürsten des Königreiches zu, den König nach seiner Salbung durch einen Kuß anzuerkennen.

Hatte der Kuß neben dieser rituellen und gestischen Funktion auch eine erotische Dimension? Die überwiegende Mehrzahl der Küsse, die sich in Texten des 9. bis 13. Jahrhundert finden, sind Küsse unter Männern. Erst seit dem 12. Jahrhundert erscheinen, zumindest in der volkssprachlichen Dichtung, vermehrt auch Küsse von Liebespaaren. Diese höchst unterschiedlichen Küsse werden jedoch ebensowenig terminologisch voneinander unterschieden wie die Liebe zwischen Mann und Frau von der Liebe des Vasallen für seinen Herrn oder des Ritters für seinen Gefährten. Aus dem Wortschatz des antiken Latein, das zwischen dem sozial-konventionellen *osculum*, dem züchtig-affektiven *basium* und dem erotisch-libidinösen *savium* differenzierte, übernahm die lateinische Schriftsprache des Mittelalters nur den Begriff *osculum*, die romanische Volkssprache nur den Stamm *basium* (frz. *baiser*). Auch im 12. und 13. Jahrhundert entstand offenbar kein Bedarf nach terminologischer Ausdifferenzierung. In der Dichtung sind Küsse der Liebenden zwar ein wichtiges Element, das auf die erhoffte körperliche Erfüllung ihrer Liebe vorausweist. Ihre Beschreibung bleibt jedoch auffällig blaß; selbst qualifizierende Zusätze (bis auf das generische Adjektiv „süß“) fehlen.

Die Erweiterung des symbolischen Bedeutungsspektrums des Kusses durch das Hinzutreten der sexuell-erotischen Dimension im 12. Jahrhundert hatte nur begrenzte Auswirkungen: Seit dem 13. Jahrhundert erscheint der Kuß unter Männern vereinzelt auch in bildlichen Darstellungen als Zeichen der *luxuria*, des zügellosen Lebenswandels, unter den auch homosexuelle Handlungen subsumiert wurden. Gleichzeitig begann man es als unpassend zu empfinden, daß die Königin bei der Krönungsmesse den Friedenskuß auf den Mund erhielt. Im allgemeinen sozialen Gebrauch aber behielt der Kuß sein breites und zugleich undifferenziertes Bedeutungsspektrum.

Eng verbunden mit dem Kuß sind – wie die zitierten Beispiele bereits gezeigt haben – wechselseitige Umarmungen. Bei Begrüßungen und Friedenschlüssen haben sie rituell-demonstrativen Charakter. Auch ohne besonderen Anlaß aber scheint es üblich gewesen zu sein, daß Männer sich umarmten. So berichtet Ekkehard von St. Gallen über einen Besuch einer Gesandtschaft seines Klosters am ottonischen Hof um 972, der damals 17jährige Otto II. hätte mit seinem ein Jahr älteren Neffen Otto, dem späteren Herzog von Schwaben, *amplexu mutuo* („in wechselseitiger Umarmung“) dagestanden, als die St. Galler Mönche am Hof eintrafen, um Otto I. die Wahl Notkers zum Abt anzuzeigen. Ekkehard erwähnt die



2. Tagung AIM Gender – Eickels: Männliche Freundschaft im Mittelalter, Seite: 5

Umarmung nur, weil er im folgenden schildert, wie Otto von Schwaben zu seinem königlichen Freund eine geringschätzigte Bemerkung über einen der Mönche machte, die dieser aber doch hörte und darauf demütig reagierte. Daß der junge König mit dem Sohn seines Halbbruders Liudolf in enger Umarmung dastand, schien Ekkehard offenbar in keiner Weise außergewöhnlich.

Eine in moderner Sicht noch weit auffälligere Geste physischer Intimität berichtet am Ende des 12. Jahrhunderts der englische Chronist Roger von Howden. Im Juni 1187, besuchte Richard Löwenherz, Herzog von Aquitanien und zukünftiger König von England, seinen französischen Lehensherrn, König Philipp II., in Paris. „Der französische König liebte Richard wie seine eigene Seele“ und „ehrte ihn so sehr, daß sie jeden Tag am gleichen Tisch aus der gleichen Schüssel aßen und sie das Bett nicht trennte“ (*quod singulis diebus in una mensa ad unum catinum manducabant et in noctibus non separabat eos lectus*). Die „heftige Liebe“ (*vehemens amor*) zwischen seinem Sohn und dem französischen König, so fährt Roger von Howden fort, setzte König Heinrich II. von England in großes Erstaunen und er fragte sich, was dies zu bedeuten habe (*quid hoc esset*).

1980 gab John Boswell in seiner Studie „Christianity, Social Tolerance, and Homosexuality“ eine klare Antwort auf diese Frage: „In the twelfth century the ... future king of England could fall head over heels in love with another monarch without losing support from either the people or the church“ (S. 298). Diese Interpretation wäre in der Tat geeignet, die gängigen Vorstellungen über personale Beziehungen im Mittelalter gründlich zu revolutionieren. Trifft sie aber zu?

Auffällig ist zunächst, daß Roger von Howden betont, daß es sich um eine Ehrung Richards handelt. Zu bedenken ist ferner, daß die Formulierung „der König liebte ihn wie seine eigene Seele“ eine Anspielung auf den alttestamentlichen Bericht über die Freundschaft zwischen David und Jonathan ist: „Als David aufgehört hatte, mit Saul zu reden, verband sich das Herz Jonathans mit dem Herzen Davids, und Jonathan gewann ihn lieb wie seine eigenes Herz. Und Jonathan schloß mit David einen Bund, denn er hatte ihn lieb wie seine eigene Seele.“ heißt es in 1 Sam 18,1.

Im 1. Buch Samuel rettet Jonathan in der Folge David vor den Nachstellungen Sauls, fällt aber schließlich mit seinem Vater in der letzten Schlacht Sauls gegen die Philister. Auf die Nachricht vom Tod seines Freundes singt David ein Klagelied, das in den Worten gipfelt „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan, ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt; deine Liebe ist mir wunderbarer gewesen als Frauenliebe“ (2 Sam 1,26). Philologisch gehört dieser Vers der ältesten Textschicht der Samuel-Bücher an; sicher ist er keine spätere Zutat und zentral für das Verständnis der gesamten Erzählung. Seine Deutung ist jedoch exegetisch umstritten: Studien der letzten Jahrzehnte haben terminologische Anklänge an altorientalische Friedensverträge zutage gefördert, die eine politische Deutung nahelegen, aber auch strukturelle Parallelen zu Freundschaftsdichtungen vom Typ Achill und Patroklos, die eine homoerotische Deutung nicht ausgeschlossen erscheinen lassen.

Wofür aber stand die Geschichte von David und Jonathan im 12. Jahrhundert? Die Ambiguität des Bekenntnisses „Deine Liebe ist mir wunderbarer gewesen als Frauenliebe“ war den spätantiken Übersetzern durchaus nicht entgangen, als sie die Septuaginta ins Lateinische übertrugen. In seiner Vulgata setzte Hieronymus daher den erklärenden Vers hinzu „Wie eine Mutter ihre Kinder liebt, habe ich Dich geliebt“, offenbar um allfällige homoerotische Konnotationen auszuschließen. In dieser gewissermaßen für den katechetischen Gebrauch entschärften Fassung, prägte das Klagelied Davids das Bild, das sich



2. Tagung AIM Gender – Eickels: Männliche Freundschaft im Mittelalter, Seite: 6

das Mittelalter vom Bund zwischen David und Jonathan als Idealtypus der unverbrüchlichen Freundschaft machte. In dieser Funktion ist der Verweis auf David und Jonathan fester Bestandteil der mittelalterlichen Vorstellungen von Freundschaft und Treue im persönlichen wie im politischen Kontext.

Im übrigen steht der Bericht Rogers von Howden in der mittelalterlichen Historiographie keineswegs allein (ich beschränke mich hier aus Zeitgründen auf eine Auswahl der signifikantesten Belege):

Gregor von Tours berichtet ein auffällig ähnliches Aussöhnungsritual als Abschluß einer langen Fehde zwischen Sichar und Chramnesind, zwei jungen Adligen im Gallien des 6. Jahrhunderts. Sichar hatte mehrere Verwandte Chramnesinds getötet. Die Eskalation der wechselseitigen Racheakte wurde durch gütliche Einigung beigelegt: Chramnesind nahm die Zahlung einer Entschädigungssumme an und beide Seiten schworen einen feierlichen Eid, daß sie ihren Streit nicht wieder aufleben lassen würden. Sichar, so Gregor von Tours weiter, schloß sogar eine enge Freundschaft mit seinem früheren Gegner (*magnam cum eo amicitiam patravisset*) und sie liebten sich gegenseitig so sehr, daß sie oft gemeinsam aßen und auf demselben Lager ruhten (*in tantum se caritate mutua diligere, ut plerumque simul cibum caperent ac in uno pariter stratu recumberent*). Langfristig scheiterte die Einigung jedoch: Eines Tages erinnerte Sichar Chramnesind an das Wergeld, das er angenommen hatte, und wegen der Schande, die diese Beleidigung implizierte, tötete Chramnesind ihn auf der Stelle.

1088/89 beendeten Bischof Otto von Straßburg und der bedeutendste weltliche Adlige des Elsaß, Graf Hugo VII. von Egisheim eine lange Fehde auf ähnliche Weise. Bischof und Graf hatten im Konflikt zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Gegenkönig Hermann von Salm gegensätzlich Partei ergriffen. Die Auseinandersetzung war mit Erbitterung geführt worden und beide Seiten hatten sich abwechselnd aus ihren Besitzungen vertrieben. Nach dem Tod König Hermanns im September 1088 besserten sich die politischen Rahmenbedingungen für eine Einigung, da die Fürstenopposition gegen Heinrich IV. sich auflöste. Der Streit wurde beigelegt und Graf Hugo besuchte Bischof Otto auf einem von dessen Gütern in der Nähe von Straßburg. Johann von Bayon, ein Chronist des 14. Jahrhunderts, schreibt, daß sie zunächst miteinander speisten und dann lange miteinander berieten, bis schließlich „das Bett des Bischofs sie gemeinsam zum Schlafen brachte“ (*thalamus ipse pontificis dormitum eos insimul collocasset*). Auch in diesem Falle hielt der Frieden nicht lange: In der selben Nacht drangen Vasallen des Bischofs in das Schlafzimmer ein und ermordeten den Grafen.

1325 beendete eine ungewöhnliche Übereinkunft, die sogenannte Trausnitzer Sühne, den langen Thronstreit zwischen Friedrich dem Schönen von Österreich und Ludwig dem Bayern. Nach seiner Niederlage in der Schlacht bei Mühldorf 1322, hatte Ludwig Friedrich drei Jahre lang in Haft gehalten. Nach geheimen Verhandlungen, deren Einzelheiten nicht überliefert sind, einigten sich die beide darauf, in Zukunft gemeinsam zu herrschen. Um ihr Abkommen zu bekräftigen, hörten sie gemeinsam die Messe und empfingen die Kommunion in Gestalt einer unter ihnen aufgeteilten Hostie. Peter von Zittau beschreibt in seinem wenig später entstandenen Bericht: „Bis heute essen diese beiden Fürsten, die sich Könige nennen, miteinander, trinken miteinander, schlafen gemeinsam und sind eins in friedentiftenden Worten (*comedunt, bibunt et simul dormiunt et in verbis pacificis unum sunt*). Die Wirklichkeit war auch in diesem Fall weniger erhaben: Friedrich der Schöne blieb isoliert und hinterließ keine Spuren effektiver Herrschaftsausübung, bis er schließlich 1330 starb.



2. Tagung AIM Gender – Eickels: Männliche Freundschaft im Mittelalter, Seite: 7

Im Oktober 1405 nahm die Auseinandersetzung zwischen Herzog Johann Ohnefurcht von Burgund und Herzog Ludwig von Orléans um die Regentschaft in Frankreich eine dramatische Wende. Die Heere beider Seiten lagen kampfbereit vor Paris. Da jedoch weder Ludwig noch Johann die Hauptstadt des Königreiches zum Kriegsschauplatz machen wollten, einigten sie sich auf einen Frieden, den die Königin vermittelt hatte. Der Autor der „Gestes des nobles François“, der sich auch sonst an zeremoniellen Details interessiert zeigt, berichtet in voller Breite über die Rituale, die diese Übereinkunft begleiteten. Die beiden Herzöge bekräftigten ihre Einigung vor den Toren der Stadt durch einen wechselseitigen Eid und machten sie dann öffentlich, indem sie gemeinsam in die Stadt einzogen. Dort schworen sie sich Bruderschaft und erklärten sich zu Waffengefährten (*compagnons d'armes*). Während einer Messe empfingen sie den Leib des Herrn in Gestalt einer geteilten Hostie (*le corps de Nostre Seigneur parti en deux*). Von da an – ich zitiere – „tranken, aßen und schliefen sie oft gemeinsam und hielten so jegliche Art von Freundschaft und Wohlwollen“ (*souvent, d'illec en avant, burent, mangèrent et couchèrent ensemble tenans toutes manières d'amour et bienveillance*). Alle diese Gesten der Freundschaft hielten Johann von Burgund nicht davon ab, Ludwig von Orléans nur zwei Jahre später ermorden zu lassen.

Im März 1463, söhnte sich König Eduard IV. von England mit Henry Beaufort, dem Herzog von Somerset aus. Henry Beaufort war einer der führenden Parteigänger Heinrichs VI., der sich im Exil in Schottland aufhielt, und er hatte sich Eduard IV. erst wenige Monate zuvor in militärisch auswegloser Lage ergeben. Obwohl das Parlament ihn 1461 geächtet hatte, nahm ihn Eduard IV. bald wieder in seine Gnade auf, offenbar mit dem Ziel ihn als Anhänger zu gewinnen. Er erhielt erhebliche Zahlungen aus dem Exchequer, wurde aber auch durch sichtbarere Zeichen königlicher Gunst geehrt: Ausführlich berichtet darüber der Verfasser einer der anonymen Londoner Chroniken des 15. Jahrhunderts (Gregory's chronicle), die für ihre ins Einzelne gehenden genauen Beschreibungen bekannt sind: Der König veranstaltete für seinen früheren Gegner ein Turnier, lud ihn mehrfach zu Jagdausflügen ein, an denen außer ihm nur noch einige wenige Bedienstete teilnahmen. „And the king made full much of him; insomuch that he lodged with the king in his bed many times“ (Der König ehrte ihn so sehr, daß er oftmals mit dem König in dessen Bett übernachtete). Alle diese Freundschaftserweise hinderten Henry Beaufort jedoch nicht daran, wenige Monate später bei erster sich bietender Gelegenheit wieder zu Heinrich VI. überzulaufen.

Alle dargestellten Fälle haben gemeinsam, daß sie eher Friedensschlüsse und Aussöhnungsversuche sind, als Ausdruck emotional geprägter Freundschaft. In den zitierten Berichten erscheint es mit solcher Selbstverständlichkeit, daß wir annehmen müssen, daß es sich um ein verbreitetes Ritual handelte, das deutlich machte, daß vollständige Einigung und Ausräumung aller offenen Streitigkeiten zwischen zwei Konfliktparteien erreicht worden war. Erwähnenswert schien es unseren Chronisten offenbar vor allem dann, wenn der Friedensschluß fehlschlug, weil dann erzählerisch der nachfolgende Verrat umso deutlicher hervortrat.

Die symbolische Bedeutung des Schlafens in einem Bett reichte jedoch weiter. Seit der Karolingerzeit wurden die Heiligen Drei Könige, der Archetyp königlicher Eintracht, üblicherweise als in einem Bett schlafend abgebildet, wenn man ihren Traum von der Warnung des Engels darstellte.

Auch in der Literatur ist das gemeinsame Schlafen als Zeichen idealer Freundschaft nachweisbar: Im Amadis de Gaule, einer im 13. Jahrhundert auf der iberischen Halbinsel



2. Tagung AIM Gender – Eickels: Männliche Freundschaft im Mittelalter, Seite: 8

entstanden, allerdings nur in einer französischen Übersetzung des frühen 16. Jahrhunderts überlieferten Erzählung aus dem Artus-Zyklus, begegnet es gleich im ersten Kapitel. König Garinter kommt als Fremder an den Hof König Perions. Dieser schließt mit ihm Freundschaft und verbringt fortan jede Nacht mit seinem Gast, bis ihn seine Tochter, die sich in Garinter verliebt hat, durch eine List davon abbringt. Umständlich entschuldigt sich Perion dafür, daß er ihm nachts keine *compagnie* (d.h. Gesellschaft im vollen mittelhochdeutschen Sinne des Wortes) mehr leisten werde.

Deutlicher noch tritt die Funktion des Schlafens in einem Bett (verbunden mit gemeinsamem Essen) in der im 12. Jahrhundert verschriftlichten Heiligenlegende von Amicus und Amelius zutage: Ein deutscher Ritter und ein französischer Graf bringen aufgrund eines Gelübdes und einer Vision ihre Söhne nach Rom, um sie dort vom Papst taufen zu lassen. In Lucca treffen sie sich. Die Knaben schließen sogleich Freundschaft und weigern sich fortan, ohne den anderen etwas zu essen oder zu schlafen. Ihre Freundschaft bewährt sich in den unterschiedlichsten Wechselfällen des Lebens. Als sie schließlich sterben, werden sie in unterschiedlichen Kirchen beigesetzt, da ihre Reliquien begehrt sind. Durch ein Wunder jedoch wird das Grab des einen an die Seite des anderen entrückt, so daß sie auch im Tode nebeneinander ruhen. Gemeinsame Bestattung ist auch für Konradin und Friedrich von Baden, die 1268 in Neapel gemeinsam in den Tod gingen, belegt.

Als ritualisierte Geste verwies das gemeinsame Essen und Schlafen mit einem früheren Gegner auf diese künstlerisch-literarischen Repräsentationen. Friedensschluß und Aussöhnung wurden so symbolisch als heroische Freundschaft überhöht. Dies verpflichtete die Vertragspartner auf die unwandelbare Treue, die ihre literarischen Vorbilder verkörperten. Zugleich bot sich ihnen für die Gestaltung ihrer weiteren Beziehungen ein Rahmen, in dem es keinen Sieger und keine Besiegten gab und es jedem von ihnen möglich war, das Gesicht zu wahren.

Dieser idealisierende Diskurs mann-männlicher Liebe und Freundschaft stand unverbunden neben dem repressiven Diskurs von Sünde und Laster, der überall dort vorherrschte, wo es um sexuelle Handlungen zwischen Männern ging. Mittelalterliche Theologen deuteten homosexuelle Handlungen als Sünde und gewohnheitsmäßiges homosexuelles Verhalten als Laster. Diese Sicht aber implizierte, daß gleichgeschlechtliches Begehren eine Versuchung darstellte, der jedermann ausgesetzt war. Es wurde somit nicht als grundlegendes Persönlichkeitsmerkmal einer abgrenzbaren Minderheit von Männern angesehen, die sich durch Personen des gleichen Geschlechts sexuell angezogen fühlen, sich daher eher in andere Männer als in Frauen verlieben und die Freundschaft anderer Männer für „wunderbarer als Frauenliebe“ halten. Die männliche Kriegergesellschaft des frühen Mittelalters und die höfisch-ritterliche Gesellschaft, die sich aus ihr entwickelte, kannten kein dem modernen Begriff „Homosexualität“ entsprechendes Deutungsmuster. Sie assoziierten soziale und emotionale Bindungen zwischen Männern nicht mit einer Neigung zu homosexuellem Verhalten. Stattdessen wurden homosexuelle Handlungen mit anderen normwidrigen und vor allem unmäßigen sexuellen Praktiken unter den Oberbegriffen „Sodomie“ und „Häresie“ subsumiert. Die Sprache der männlichen Liebe und die entsprechenden Rituale physischer Intimität blieben damit in vollem Umfang verfügbar für eine überhöhende Konzeptualisierung rechtlicher, sozialer, politischer und emotionaler Bindungen.

Keinesfalls „bewegten sie sich sie an den Grenzen des Unerlaubten“, wie Stephen Jaeger in seiner Studie „Ennobling Love“ unlängst unterstellte, um zu folgern, Gesten der



2. Tagung AIM Gender – Eickels: Männliche Freundschaft im Mittelalter, Seite: 9

Liebe seien ein Privileg des Adels gewesen, der sich über jeden Verdacht erhaben fühlte und dies demonstrierte, indem er ostentativ bis an die Grenzen des Erlaubten ging. Wie sich bei Richard of Devizes am Beispiel zweier armer französischer Handwerksburschen belegen läßt, konnte auch Angehörigen der unteren Schichten die Sprache der Liebe und die Gesten männlicher Freundschaft zugeschrieben werden. Gerade die am weitesten gehende dieser Gesten, die Gemeinschaft von Tisch und Bett, war jedoch im Alltag kaum als solche zu erkennen, da es für weniger wohlhabende Personen einfach eine praktische Notwendigkeit war, zu zweit oder zu mehreren in einem Bett zu schlafen. Der König dagegen und hohe Adlige konnten sich aussuchen, mit wem sie das Bett teilten, und so gewann diese Geste im höfischen Kontext eine Signifikanz, die sie im Alltag des Volkes in dieser Deutlichkeit nicht haben konnte.

Beispiele für das gemeinsame Schlafen in einem Bett als Zeichen der Aussöhnung oder ehrende Geste besonderer Vertraulichkeit finden sich bis zum Ende des Mittelalters und darüber hinaus:

Im 15. Jahrhundert stieg Alvaro de Luna am Hof Juans II. von Kastilien zum engsten Vertrauten des jungen Königs auf. Als sich der König Alvaro zum Schlafgenossen erwählte, so berichtet die *Crónica de don Alvaro de Luna*, „*el escándalo fué grande*“, allerdings nicht etwa, weil man es als unpassend empfand, daß der König mit einem anderen Mann bei sich schlafen ließ, sondern weil viele andere Adlige sehr danach verlangten, zu Füßen des Königs zu schlafen und ihnen diese Ehre nie gewährt worden war.

López de Gómara, der Sekretär des Conquistadors Hernán Cortes, schreibt in seiner Geschichte der Eroberung Mexikos, Cortes sei etwa im Jahr 1515 mit Diego Velasquez, dem Statthalter Kubas, in Konflikt geraten. Dieser habe ihn gefangennehmen lassen, um ihm den Prozeß zu machen, doch habe Cortes fliehen können. Cortes habe sich daraufhin den Statthalter eines nachts in dessen Haus heimlich aufgesucht: „Als Diego Velasquez ihn zu so später Stunde bewaffnet vor sich stehen sah, war er besorgt, aber er bat Cortés, zu verweilen, mit ihm zu essen und ohne Angst zu sein. Cortes erwiderte, er sei nur gekommen, um Genaueres über die Art der gegen ihn erhobenen Vorwürfe zu erfahren und um Velasquez zu versichern, daß er sein Freund und Diener sei. So reichten sie einander die Hand und nach einem langen Gespräch legten sie sich gemeinsam in ein Bett (*se acostaron juntos en una cama*). Dort fand sie am nächsten Morgen Diego de Orellana, der gekommen war um den Statthalter mitzuteilen, daß Cortés geflüchtet war.“

Im elisabethianischen England bezeichnete das Wort *bedfellow* ein enges Vertrauensverhältnis und hatte ähnliche Implikationen wie heute etwa der Begriff Duz-Freund. Alan Bray hat eine Reihe von Beispielen dafür zusammengetragen, darunter einen eigenartigen Tagebucheintrag William Lauds, des damaligen Bischofs von St-Davids und späteren Erzbischofs von Canterbury, aus dem Jahr 1625: „In dieser Nacht träumte ich, der Herzog von Buckingham steige zu mir ins Bett, wo er sich mir gegenüber sehr liebevoll verhielt (*where he carried himself with much love towards me*), nach solcher Ruhe, derer sich erschöpfte Männer gewöhnlich außerordentlich erfreuen (d.h. nachdem er geschlafen hatte). Und viele, so träumte ich weiter, betraten das Schlafzimmer und sahen dies.“

Der Herzog von Buckingham war George Villiers, der elf Jahre zuvor im Alter von 22 Jahren zum führenden Günstling James I. aufgestiegen war, eine Stellung, die er nach einhelliger Meinung der Forschung zunächst vor allem seinem guten Aussehen und seinem athletischen Körperbau verdankte. Was immer die Motive des Königs waren, seine Politik in die Hände George Villiers zu legen, Laud hatte andere Gründe die Nähe Villiers zu suchen.



2. Tagung AIM Gender – Eickels: Männliche Freundschaft im Mittelalter, Seite: 10

Ihm verdankte er seinen Aufstieg zum Bischof von St. David's und seine weitere Karriere (1626 Bischof von Bath, 1628 Bischof von London, 1633 Erzbischof von Canterbury). „Bedfellow“ des *secundus a rege* zu sein und dabei von vielen gesehen zu werden, war offenkundig nicht die Projektion einer sexuellen Phantasie, sondern der Inbegriff höchster königlicher Gunst. In diesem Sinne ist sicherlich auch die oft anders gedeutete Bemerkung George Villiers in einem Brief an James I. zu verstehen, er erinnere sich in Dankbarkeit an „die erste Nacht in der kein Kopfende des Bettes mehr zwischen dem Herrn und seinem Hund stand (*that night when first the bed's head could not be found between the master and his dog*)“.

Nach der Mitte des 17. Jahrhunderts fehlen allerdings vergleichbare Quellen. Daß Freunde gemeinsam in einem Bett schliefen blieb zwar bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts üblich, wie Rotundo u.a. am Beispiel Abraham Lincolns aufzeigen konnte. Dies demonstrativ zur Schau zu stellen jedoch wurde offensichtlich zunehmend als unpassend empfunden. Die Symbolik des Aktes wurde allerdings noch im ausgehenden 18. Jahrhundert durchaus verstanden. 1795 inspirierte das in der Trausnitzer Sühne von 1325 vereinbarte Doppelkönigtum Friedrichs des Schönen und Ludwigs des Bayern Schiller zu seinem Gedicht „Deutsche Treue“, in dem er den Bericht Peters von Zittau folgendermaßen aufnimmt:

Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an
wie der Freund mit dem Freund traulich die Becher des Mahls,
Arm in Arme schlummern auf einem Lager die Fürsten
da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt

Wenden wir unseren Blick zurück auf das Mittelalter. Angesichts der Selbstverständlichkeit mit der unsere Quellen vom gemeinsamen Schlafen in einem Bett als Geste der Freundschaft berichten, drängt sich der Eindruck auf, es sei den mittelalterlichen Betrachtern nicht bewußt gewesen, daß solche physische Intimität Gelegenheit zu homosexuellen Handlungen bot. Dies war aber offenkundig nicht der Fall. Wie anders ließen sich die detaillierten Bestimmungen vieler Klostergewohnheiten verstehen, die ausdrücklich vorschrieben, daß jeder Mönch ein eigenes Bett haben müsse, und zwar in angemessenem Abstand zum Bett des Nachbarn? Ausgenommen von dieser Bestimmung waren nur die Templer, die aufgrund besonderer päpstlicher Bewilligung bei Mangel an Betten auch zu zweit in einem Bett schlafen durften, doch gereichte ihnen gerade diese Bestimmung im frühen 14. Jahrhundert zum Verhängnis, da sie in den Templerprozessen als Beweis für institutionalisierte Sodomie im Templerorden herangezogen wurde.

Ein aufschlußreiches Beispiel für die unterschiedlichen Maßstäbe, die innerhalb und außerhalb der Klostermauern galten bietet die Vita Bernhards von Clairvaux aus der Feder Gottfrieds von Auxerre: Als Bernhard seinem Freund Hugo von Vitry seinen Entschluß mitteilte, in ein Kloster einzutreten, weinte Hugo. Bernhard verbrachte daraufhin die Nacht mit Hugo in einem sehr schmalen Bett, das kaum Platz für einen von ihnen bot. Daß er seinen Freund durch die Geste hingebungsvoller Freundschaft von der Richtigkeit seines Entschlusses überzeugte, gilt dem Verfasser als Ausweis der Heiligkeit Bernhards, obwohl er wußte, daß ihm wenig später solches Verhalten nicht mehr erlaubt gewesen wäre. Warum aber ist innerhalb des Klosters plötzlich verboten, was im weltlichen Bereich auch für Kleriker so offensichtlich als erlaubt und unverdächtig galt? Zum einen sind die Bestimmungen über das getrennte Schlafen Teil eines umfassenden Regelapparats, der die



2. Tagung AIM Gender – Eickels: Männliche Freundschaft im Mittelalter, Seite: 11

Sittenreinheit des mönchischen Lebens nicht nur gewährleisten, sondern auch demonstrativ zur Schau stellen sollte. Zum anderen aber fehlte innerhalb des Klosters eine legitime Motivation für eine solche Bettgemeinschaft, da den Brüdern „Sonderfreundschaften“ untereinander verboten waren. Sie sollten insgesamt eine Gemeinschaft bilden, sich aber nicht untereinander durch persönliche Freundschaften aneinander binden, die im Konfliktfall die Harmonie im Konvent empfindlich stören konnten.

Wir können also festhalten: Während des gesamten Mittelalters und darüber hinaus, bedienten sich Könige und Adlige ohne Bedenken und öffentlich des gemeinsamen Schlafens in einem Bett als einer ritualisierten Geste der Freundschaft. Die aus solcher physischen Intimität erwachsenden erotischen Spannungen wurden in der Regel nicht wahrgenommen, genauer gesagt: sie blieben so lange ausgeblendet, wie andere plausible und sozial akzeptierte Motive für die wechselseitige Zuneigung der Partner erkennbar waren.

Das gemeinsame Schlafen in einem Bett erscheint in der Regel verbunden mit der gemeinsamen Essen. Anders als heute war dies gleichfalls eine Geste unmittelbarer physischer Intimität. Roger von Howden betont, daß Richard und Philipp aus einer Schüssel aßen. Auch dies war als ehrende freundschaftliche Geste durchaus üblich: Als ostentativer Freundschaftsbeweis erscheint das gemeinsame Essen aus einer Schüssel etwa bei Johann von Salisbury, der von seinem zum Papst aufgestiegenen Landsmann Hadrian IV. (1154-1159) durch dieses Zeichen geehrt wurde, als er ihn in Benevent besuchte (Metalogicon). Ähnliches wird über den Kleriker Tamno um 1000 berichtet, der – so Petrus Damiani in seiner „Vita Romualdi“ – „dem Kaiser Otto III. so vertraut und lieb war, daß oft eine Schüssel ihrer beider Hände beim gemeinsamen Mahl vereinte“. Auch in der volkssprachlichen Dichtung (etwa der Artusepik) ist es ein gängiges Motiv, daß ein Gastgeber seinen Gast ehrt, indem er mit ihm aus einer Schüssel ißt. Als Zeichen der arglosen Treue und vollkommenen Aussöhnung nach einem politischen Konflikt erscheint das gemeinsame Essen aus einer Schüssel 1234 beim Besuch Friedrichs II. bei Papst Gregor IX., der den Kaiser in demonstrativer Vertraulichkeit in seinem Elternhaus in Anagni empfing, nachdem er kurz zuvor mit ihm Frieden geschlossen hatte: „Der Kaiser gab, nach mannigfachen Verhandlungen und Vergleichen, nach einem vertraulichen Mahl, bei dem derselbe Tisch und die selbe Schüssel beiden Fürsten zugleich gemeinsam gedient hatte, um noch sicherer zu täuschen, obendrein seinen Sohn als Bürgen.“ heißt es in der Vita Gregorii (RI V.1, Nr. 2047c).

Miteinander zu essen und beieinander zu schlafen war offensichtlich im Mittelalter neben Küssen und Umarmungen eine der wichtigsten symbolischen Repräsentationen vollkommener Freundschaft. Die „Gemeinschaft von Tisch und Bett“ ist heute eine eindeutig auf die Ehe bezogene Metapher, die auf die wirtschaftlich soziale und die sexuelle Gemeinschaft der Ehegatten verweist. In dieser Bedeutung ist sie im Mittelalter jedoch erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts belegt und auch dann nur indirekt in der Formel „Trennung von Tisch und Bett“, d.h. der irdischen Liebesgemeinschaft. Als Zeichen männlicher Freundschaft dagegen ist die „Gemeinschaft von Tisch und Bett“ vom Früh- bis zum Spätmittelalter durchgehend belegt.

Es drängt sich die Vermutung auf, daß sie erst im 12. Jahrhundert auf die Ehe übertragen wurde, als man begann, die Ehe als Liebes- und Freundschaftsbeziehung (statt als Wirtschafts- und Fortpflanzungsgemeinschaft) zu begreifen. Ist das vorstellbar?

Der Althistoriker Halperin hat die These vertreten, Freundschaft sei im Grundsatz eine parasitäre Kategorie, die sich aus den natürlichen Kategorien Verwandtschaft und Ehe speise. Sind aber Verwandtschaft und Ehe wirklich natürlicher als Freundschaft? Das gemeinsame



2. Tagung AIM Gender – Eickels: Männliche Freundschaft im Mittelalter, Seite: 12

Schlafen in einem Bett als Geste der Freundschaft ist nicht aus antiker oder biblischer Tradition übernommen, sondern erscheint erstmals bei Gregor von Tours. Es drängt sich die Vermutung auf, daß es sich um eine germanische Tradition handelt, am ehesten zu erklären als Ausdruck der Kriegerfreundschaft, d.h. des elementaren Angewiesenseins des Kriegers auf einen Gefährten in einer Gesellschaft, die weit weniger als der römische Staat der Spätantike die Sicherheit jedes einzelnen institutionell gewährleisten konnte. Noch heute kennt die amerikanische Armee das sog. *buddy system*: Jeder Soldat hat einen Partner, der sich für ihn verantwortlich fühlt und für den er verantwortlich ist. Diese kameradschaftliche Zweierbeziehung ist nicht nach Vorbild einer Liebesbeziehung konstruiert, sondern aus der Praxis der Notwendigkeit kleinteiliger Organisation unter Gefechtsbedingungen erwachsen.

Eine institutionalisierte Form dieses *buddy system* war dem Mittelalter nicht unbekannt. Als „Waffenbrüderschaft“ (*brotherhood-at-arms*, *compagnage d'armes*) sind aus dem späten Mittelalter vertragliche Vereinbarungen von Rittern überliefert, die versprachen, alle Beute miteinander zu teilen, vor Gericht und im Zweikampf füreinander einzustehen, im Falle des Todes eines Partners für dessen Ehefrau und Kinder zu sorgen, und sich einander zu Beistand und Hilfe in jeglicher Notlage verpflichteten. Diese Beziehungen waren zumeist auf Dauer angelegt und insofern exklusiv, als keiner der beiden Partner ohne Zustimmung des anderen eine weitere solche Beziehung eingehen durfte. Einer eheähnlichen Gemeinschaft kamen diese Bündnisse durchaus nahe. Die Vorstellung, daß zwei Partner des gleichen Geschlechts den Wunsch haben könnten, einen „einen unauflösbaren Bund lobenswerter Liebe“ zu schließen, war für Hugo von St. Viktor daher durchaus naheliegend, als er sich fragte, ob eine Ehe auch „unter einvernehmlichem Ausschluß des fleischlichen Verkehrs“ gültig geschlossen werden könnte.